

Verlorene Kindheit

Zwei jüdische Brüder aus Hoffenheim werden deportiert. Im Alter erst finden die Männer wieder zueinander. Jetzt kommt ihre Geschichte ins Kino.

VON JULIA SCHAAF

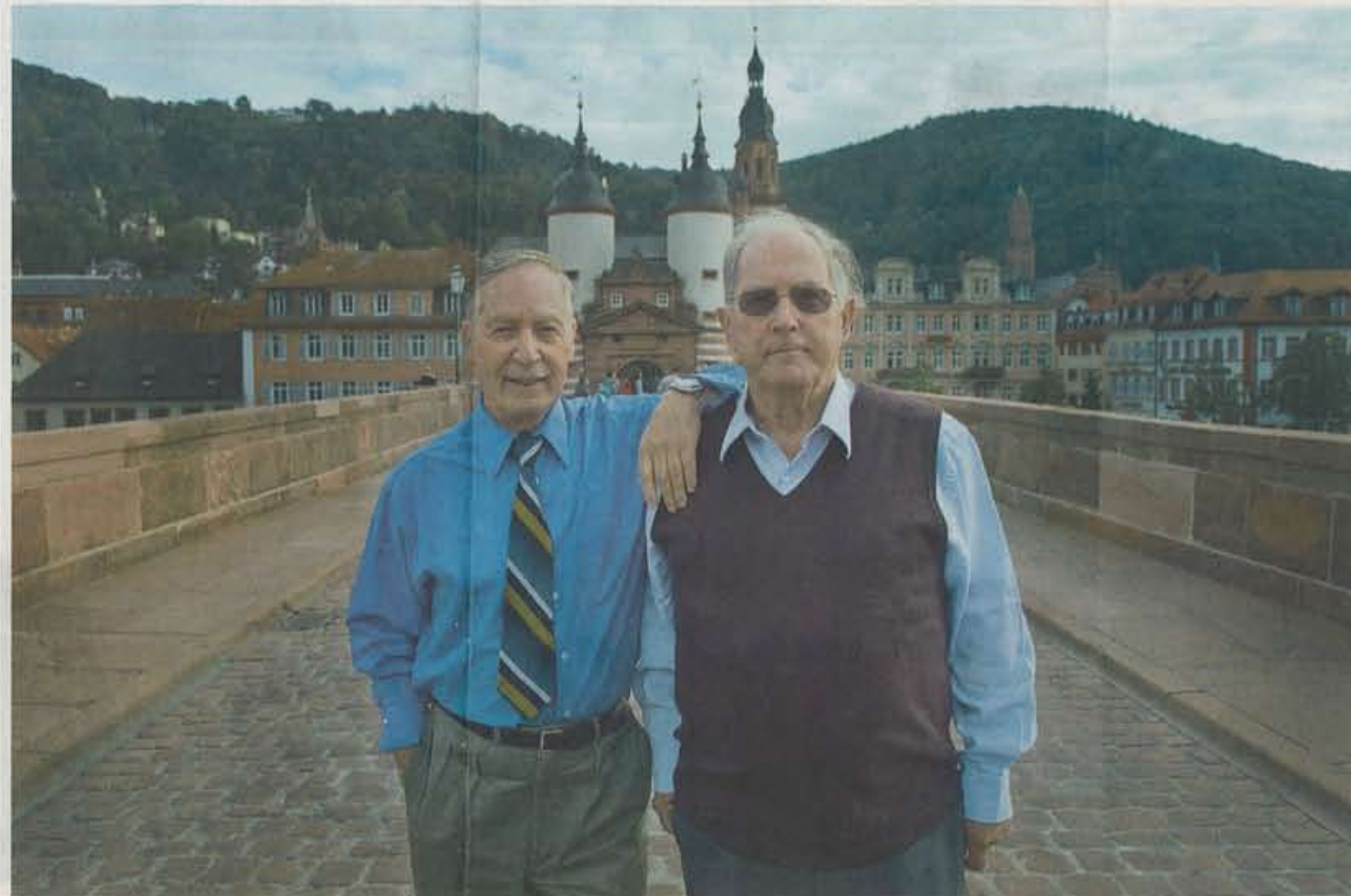
Die Antworten der beiden Brüder klingen wie Ausreden: So ein transatlantischer Briefwechsel, sagt Frederick Raymes, habe in den fünfziger, sechziger Jahren Wochen gebraucht. Viele erwachsene Geschwister, wendet Menachem Mayer ein, tauschten nur zum Geburtstag Glückwünsche aus. Außerdem sagt Raymes: „Wir waren beide damit beschäftigt, unser Leben aufzubauen, ich in den Vereinigten Staaten, er in Israel.“ Plötzlich sprechen die beiden Männer fast im Duett. „Wir hatten eine Tante in England, die ...“ (Mayer) ... „uns auf dem Laufenden hielt“ (Raymes). „Wir schrieben einander ...“ (Mayer) ... „vielleicht einmal im halben Jahr“ (Raymes). Als sei es nicht bemerkenswert, wenn zwei Brüder mit einer solchen Geschichte jahrzehntelang kaum Kontakt zueinander haben. Erst als der Ältere für einen Moment die Hotelloobby verlässt, wechselt Menachem Mayer vom Englischen ins Deutsche und sagt: „Fred hatte Angst vor der Begegnung. Er würde das vielleicht nicht zugeben. Aber er hatte Gewissensprobleme.“

Der Dokumentarfilm „Menachem & Fred“, der seit Donnerstag im Kino läuft, beginnt mit einer Nahaufnahme von Frederick Raymes, der sich an den ersten Besuch bei seinem Bruder in Israel erinnert. 1972: Die Männer sind um die vierzig Jahre alt und haben sich ein Vierteljahrhundert nicht gesehen. Raymes berichtet von der Ankunft am Flughafen, von dem Weg am Zoll vorbei bis zu der Stelle, wo Menachem ihn erwarten sollte. Von seinem Gefühl, diese letzten Schritte partout nicht gehen zu können. Seine Stimme bricht, er schluchzt.

Menachem Mayer zeichnet mit den Fingern Anführungsstriche in die Luft, als er auf einem Hotelsofa in Heidelberg sitzend sagt: „Unsere Geschichte ist eine eher leichte Schoa-Geschichte.“ Weder Auschwitz noch Birkenau – die jüdischen Brüder aus Hoffenheim, die damals Heinz und Manfred Mayer hießen, haben den Holocaust überlebt. Sie wurden nach Frankreich deportiert, fanden in einem Waisenhaus Unterschlupf und blieben versteckt, bis der Krieg vorüber war und ihnen in der Fremde der Neuanfang gelang. Vielleicht ist ihre Geschichte gerade deshalb so bewegend. Während das Mitgefühl vor Schock erstarrt, wenn es um Gaskammern und Leichenberge geht, erschließt das Schicksal der Brüder die Details des nationalsozialistischen Grauens, das bis in die Gegenwart auch scheinbar glücklicher Familien hineinragt.

Hoffenheim in den dreißiger Jahren: Die beiden Jungen und ihre Eltern wohnen in der Hausmeisterwohnung der Synagoge. Wenn Frederick Raymes mit seinen achtzig Jahren sich heute an diese Zeit erinnert, fallen ihm als Erstes die grünen Äpfel ein, die sie an der Straße zwischen Hoffenheim und Sinsheim auflasen und anbissen, um damit auf vorüberfahrende Autos zu zielen. Er denkt an den langen Waldspaziergang, der zum Haus der Großmutter führte, an die Brezel, die der Vater ihnen samstags zum Sabbat kaufte, und an den Storch, den er so gern mochte. „Stock“, sagt Raymes mit seinem amerikanischen Akzent. Er erinnert sich auch an die örtliche Grundschule. „Alle wussten, dass ich Jude bin, und weil die Kinder im Dorf eine Zielscheibe brauchten, schmissen sie mit Steinen nach mir. Das war schlimm.“

Seinem drei Jahre jüngeren Bruder sind nur wenige Bilder von früher geblieben. Ein Zeppelin am Himmel. Der Abend vor der Deportation, als die Gestapo ins Haus kam und sein Vater den Männern das Eiserne Kreuz vor die Füße warf: Dafür solle er gekämpft haben? Menachem Mayer



„Kümmere dich um deinen kleinen Bruder“, hatte der Vater beim Abschied gesagt. 1941 schickten die Jungen den Eltern ein Foto aus dem Waisenhaus (unten). Jetzt trafen sich Frederick Raymes (jeweils links) und Menachem Mayer in Heidelberg wieder.

Fotos Wange Bergmann, Verleih



sagt: „Ich erinnere mich, dass wir trotz allem ein sehr warmherziges Zuhause hatten.“

Dann kam der Abschied von den Eltern. Die Familie war 1940 in das südfranzösische Konzentrationslager Gurs deportiert worden, wo Diphtherie und Hunger wütheten, als eine jüdische Hilfsorganisation anbot, Kinder in ein Waisenhaus fortzubringen. Die Mayers beschlossen, sich von ihren Söhnen zu trennen. „Ich glaube nicht, dass sie ahnten, was passieren würde“, sagt Mayer. „Es sollte nur vorübergehend sein“, sagt Raymes. „Sie sagten, wir würden besseres Essen bekommen und könnten zur Schule gehen“, sagt Mayer. Er sieht die Mutter vor sich, wie sie an der Straße steht und winkt. Er weiß auch noch, wie sein Vater ihn, den Achtjährigen, hinten auf einen Lastwagen hebt und mit großen, blauen, traurigen Augen ansieht. Zu Fred, der damals Manfred hieß und gerade mal elf Jahre alt war, sagt er diesen Satz, der wie ein Motiv in den späteren Briefen der Eltern wiederkehrt und Raymes gewissermaßen bis in die Gegenwart verfolgt: Er solle sich um seinen kleinen Bruder kümmern.

Karl und Mathilde Mayer wurden am 14. August 1942 mit dem Transport Nummer 19 aus einem Durchgangslager bei Paris nach Auschwitz gebracht und vermutlich direkt nach ihrer Ankunft in den Gaskammern getötet.

Anderthalb Jahre lang hatten sie ihren Söhnen ins Waisenhaus geschrieben, sehnsüchtige, tapfere, erschütternde, liebevolle Briefe. Als die Hilfsorganisation schließlich die älteren von den jüngeren Kindern trennte, um sie besser verstecken zu können, als dadurch auch die Brüder unterschiedliche Wege gingen und als der Ältere nach dem Krieg beschloss, nach Amerika auszuwandern, obwohl ihn sein Bruder nicht begleiten wollte, hatte er diese Briefe bei sich. Manfred wechselte seinen Namen, vergaß seine Muttersprache und machte als Ingenieur in der amerikanischen Raumfahrtindustrie Karriere. Auch Heinz, der sich nun Menachem nannte, zerriss seine alten Papiere und wandte sich der Zukunft zu. Er promovierte in Biologie und entdeckte das Judentum. Beide Brüder heirateten und bekamen Kinder. Bei einem Umzug im Jahr 1959 fand Raymes die

Mappe mit den Briefen wieder und schickte sie an den Bruder. „Ich weiß nicht, warum ich sie die ganzen Jahre über aufgehoben habe“, schrieb Frederick Raymes nach Jerusalem. „Ich wollte sie schon verbrennen, habe es mir dann aber anders überlegt, weil sie Dir ja auch gehören.“ Menachem Mayer legte die Mappe in eine

„Es ist gefährlich zurückzuschauen, wenn die Zeit nicht reif ist.“

Schublade und rührte sie jahrelang nicht an.

„Das ist keine bewusste Entscheidung. Ich habe nie beschlossen, dass ich meine Vergangenheit verdrängen will. Aber es ist gefährlich zurückzuschauen, wenn die Zeit nicht reif dafür ist“, sagt Mayer. Als seine Enkel sieben, acht Jahre alt wurden, durchschoss es ihn plötzlich: So klein war er, als das alles passierte. Als seine Kinder im selben Alter gewesen waren, kam ihm dieser Gedanke nie.

Heute versuchen die Brüder, sich mindestens einmal im Jahr zu treffen. Über der Lektüre der Briefe ist eine rege Korrespondenz zwischen Florida und Jerusalem entstanden und die Idee einer gemeinsamen Biographie. Recherchen halfen, Lücken in der Erinnerung zu schließen, 2001 erschien ihr Buch. Als die englische Version der Familie des SAP-Gründers Dietmar Hopp in die Hände fiel, bekam die Aussöhnung mit der Vergangenheit einen zusätzlichen Dreh: Hopps Vater hatte als örtlicher SA-Trupp-Führer nach der Reichskristallnacht die Mayers sozusagen persönlich aus ihrer Synagogenwohnung vertrieben. Jetzt boten die Nachfahren an, die Veröffentlichung des Buchs auf Deutsch zu finanzieren. Die Brüder loben ihre gute, sehr persönliche Beziehung zu den Hopps. Auch ohne selbst Schuld zu tragen, sagt Mayer, stellten sie sich der Verantwortung. Raymes war vergangenen Sonntag beim Heimspiel der TSG Hoffenheim.

Für den Dokumentarfilm haben Mayer und Raymes die Stationen ihrer Kindheit noch einmal bereist: Hoffenheim, Gurs, das Kinderheim, sogar Auschwitz. Mehr als einmal überlegen sie, das Projekt abzubrechen. Immer wieder stehen dem Älteren Tränen in den Augen. Der Jüngere schläft schlecht. In Hoffenheim fährt sie eine Bäuerin an, sie sollten endlich Ruhe geben, die Deutschen hätten unter den Bomben der Alliierten doch genauso gelitten. Nie, sagen die Brüder, hätten sich die Repräsentanten ihres Heimatdorfes um sie bemüht. Sie sind merklich entsetzt. Trotzdem sitzen sie mit ihren Hörgeräten nun in dieser Heidelberger Hotelloobby und reden offen, klug und bisweilen ironisch über die schmerzlichen Wendungen ihres Lebens. Der große Bruder von einst ist heute der Schwächere und spricht von einem Prozess der Heilung, der vermutlich niemals enden werde. Der Jüngere hat ein sehr herzliches, heiteres Lächeln. Menachem Mayer sagt: „Wir können nicht ändern, was geschehen ist. Ich bin zufrieden mit meinem Leben, er ist zufrieden mit seinem Leben. Ich bin im Frieden.“ Nur Frederick Raymes hat noch eine Frage. Auf seinem Morgenspaziergang sind ihm die Wahlplakate ins Auge gefallen, gerade mal eine Querstraße weiter. Auf die Kandidatenfotos von Union, SPD und Grünen hat jemand das Wort „Judenknechte“ geschmiert. Raymes fragt: „Warum?“